

Denken ist wichtiger als Twittern

Mit einer rhetorisch fulminanten „Ode an Europa“ eröffnet Heribert Prantl die dritte Spielzeit der Reihe der „Düsseldorfer Reden“ im Schauspielhaus.

Sabine Maria Schmidt

Die klassisch vorgetragene Rede ist ein selten gewordenes Format. Zumal sie eine elementare kulturelle Technik erfordert: die des Zuhörens. Das setzt die Bereitschaft voraus, den Gedanken des Anderen auch folgen zu wollen; ihm Zeit zu schenken. Und natürlich auch die Fähigkeit des Vortragenden, einem inspirierten Denken verpflichtet zu sein. Die vom Schauspielhaus Düsseldorf und der Rheinischen Post ins Leben gerufene Reihe der „Düsseldorfer Rede“ hat schnell ein breites Publikum gefunden. Im vergangenen Jahr waren Daniel Cohn-Bendit, Charlotte Knobloch, Robert Pfaller, Axel Hacke und Miriam Meckel auf offene Ohren gestoßen. Groß war der Andrang auch am gestrigen Sonntag. Raus aus dem Improvisorium des Central am Hauptbahnhof, gelang der Sprung zurück in das Haupthaus am Gustav-Gründgens-Platz mühelos. Alle Plätze waren restlos ausverkauft. Die Düsseldorfer tun jedenfalls alles dafür, sich von dem gigantischen Dauerbaustellenwahn des Kö-Bogen 2 nicht abschrecken zu lassen und aus der ehemaligen Underground-Parkplatz-Agora keine randständige Speakers Corner werden zu lassen.

Als „leidenschaftlichen Ver-

fassungspatrioten“, stellte Intendant Wilfried Schulz seinen Gast vor, „der unterhaltsam, scharfsichtig und klug für die Verteidigung von Rechtsstaatlichkeit zu Felde ziehe“. Heribert Prantl, viele Jahre als Jurist und später als Pressesprecher am Landgericht tätig, arbeitet seit 1988 bei der Süddeutschen Zeitung, ist seit Januar 2011 dort Mitglied der Chefredaktion und leitet seit 2018 das neu gegründete Meinungsressort. Prantl ist überall unterwegs, in Talkshows oder im Rundfunk. Leser kennen seine Kolumne „Prantls Blick“, eine politische Wochenvorschau. Bereits 2011 publizierte er die Streitschrift „Wir sind viele“, in der er den Finanzkapitalismus anklagte und an die Moral der Banken und Finanzmärkte appellierte. Eine seiner jüngsten Publikationen „Gebrauchsanweisung für Populisten“ widmet sich der Frage, was gegen den Frust der sogenannten „abgehängten“ Bürger getan werden könnte. Aus diesem reichen Quellenmaterial schöpfte er auch für seinen Vortrag: „Der sogenannte Populismus. Die Wiedergeburt von alten Wahnideen und Idioten – und was dagegen zu tun ist.“

Vom „Genius loci“ offensichtlich inspiriert, beginnt Prantl an der Rednerbühne eher wie ein Schauspieler denn ein Journalist. Ein wenig pathetisch im



Heribert Prantl sprach auch bei den Düsseldorfer Reden 2019 am Schauspielhaus.

Foto: Jürgen Bauer

gesprochenen Duktus zeichnet Prantl dafür zunächst das Schwarz-Weiß-Bild einer großen Winterdepression 2019 auf, „als hätte ein Weltstaubsauger allerorten Vernunft

und Grundgewissheiten weggefegt“. Dabei folgt er den zerstörerischen Spuren extremistischer apokalyptischer Reiter der Jetztzeit, die es mittlerweile zu Staatsoberhäuptern ge-

schaft haben: Trump, Erdoğan, Kaczynski, Orban und Bolsonaro und Le Pen und viele mehr. Immer wieder kehrt er während seiner Rede auf die Kartografie zerstörerischer Kräfte

eines extremistischen Populismus zurück. Prantl spricht von einer „negativen Renaissance“, der Gefahr einer grundlegenden Zerstörung politischer Kultur, die in das Herz der demokratischen Verfassungen in Europa zielt. Wortgewaltig, bilderreich und voller Zitate nutzt Prantl zahlreiche Register und Stilmittel einer vielschichtigen, fast vergessenen ciceronischen Redetechnik. Mal polemisch, mal innehaltend, mal agitatorisch, mal in leisen Tönen warnt Prantl vor den „Entrechtungs-bewegungen“, vor den „Rampensäuren“, die sich für den restlichen Parlamentssaal nicht interessieren, kritisiert die viel zu phlegmatischen Betrachtungen durch Presse und Zivilgesellschaft. Rassismus, Neonazismus und gar Hitlerismus seien längst keine deutsche Spezialität mehr. Deutschland sei aber in der Situation eines Alkoholkonsums. „Wenn der wieder trinkt, wird es gefährlich“, so ein Satz, der sitzt.

Auch wenn es keine neue oder große Utopie mehr gäbe, gehe es nun vor allem darum, Zukunft aktiv zu gestalten, sie nicht den Personen zu überlassen, die damit eh nur Schindluder betreiben würden. Im dritten Teil der Rede plädiert Prantl daher vor allem für die Wertschätzung der internationalen Errungenschaften der Nach-

kriegszeit als Gegenkonzept zu ihrer perfiden Ächtung durch nationalistische Agitatoren. Hier sei jeder Einzelne gefragt. Nie zuvor sei etwas so konstruktives geschaffen worden: ein funktionierendes Friedensbündnis, das Konzept einer sozialen Marktwirtschaft und das Wunderwerk des Europäischen Parlaments. „Europa ist das Beste, was allen Europäern in ihrer Geschichte je geschehen konnte. Europa ist eine Heimat, in der man zugleich Patriot und Weltbürger sein kann.“ Zugleich appelliert Prantl an die dringliche Reformbedürftigkeit. Die Europapolitik heute leide an drei Dingen: an zu wenig Demokratie, daran, dass sie unsozial sei. Und drittens fehle ihr eine Mar-seillaise. „Europa ist ein nüchternes Projekt geworden, man kann es nicht singen.“ Die neue Zukunft Europas wird dabei vor allem mit ökonomischen Reformen und transnationalen sozialstaatlichen Grundgarantien verknüpft sein. Dafür gilt es zu kämpfen. Potentielle Chormitglieder, die sich nicht vom „lamento furioso“ der Europahasser überbieten lassen wollen, gab es im Düsseldorfer Publikum dafür auf jeden Fall genug. Weitere Düsseldorfer Reden: Gerald Hüther (24.3.), Alice Schwarzer (28.4.), Achille Mbembe (12.5.) und Dunja Hayali (2.6.).

© dhaus.de

Ein postapokalyptischer Triumphmarsch

Lia Rodrigues Companhia de Danças zeigte „Fúria“ im Tanzhaus – schwere Kost, aber grandios.

Von Christian Oscar Gazzi Laki

Die nackte Bühne des Tanzhauses ist dunkel; auf ihr werden später viele nackte Körper zu sehen sein. Im hinteren Teil lässt sich eine verfallene Lagerstatt errahnen. Plastikmüll, Planen, bunte Fetzen sind akkumuliert zu einem Wust, das so anmuten mag wie ein Fanal für die Überbleibsel unserer Konsumkultur. Langsam dimmt sich das Licht hoch und Körper werden sichtbar. Dort liegen Menschen – sind es Tote, sind es erschöpfte Kämpfer nach einer postapokalyptischen Schlacht oder einfach nur arme Obdachlose mit notdürftig zusammengetragener Habe? Ein junger Mann streckt sich lang-

sam empor, um wie in Zeitlupe eine Fahne zu greifen, er steht gebückt auf und zunächst zögerlich dann immer impulsiver setzt sich ein lethargischer Marsch, ein Zug nach vergeblicher Schlacht in Bewegung. Von Stöhnen begleitete Geräusche wie aus einer von geschundenen Arbeitern betriebenen großen Manufaktur mischen sich in die Stille. Es sind beschädigte Menschen, die sich mit spürbarer Wut zu einer Art Prozession formen. Manche ziehen gefallene hinter sich. Eine Szenerie, wie aus einer nach-nuklearen Dystopie. Doch es wird noch bedrückender, noch einnehmender aufwühlender werden in Lia Rodrigues Choreografie „Fúria“. In der Produktion von

Lia Rodrigues Companhia de Danças mit Unterstützung von Redes da Maré e Centro de Artes da Maré, koproduziert durch Chaillot – Théâtre National de la Danse, mischen sich Erfahrungen aus der aktuellen politischen Situation in Brasilien mit mythischen, expressionistisch bewegten Bildern. Eine bemerkenswerte Performance im Tanzhaus NRW.

Die Performer Clara Cavalcanti, Valentina Fittipaldi, Larissa Lima, Leonardo Nunes, Carolina Repetto, Andrey Silva, Karoll Silva, Felipe Vian und Ricardo Xavier werden bis an die Grenzen des Erträglichem – auch tänzerisch – gehen müssen. Kostümiert in sonderbar anmutenden Fetzen, die mal

diese oder jene Assoziation zu lassen, teilweise mit bemalten Körpern, immer wieder auch gänzlich nackt, rotten sie sich zusammen. Mal erhebt sie einer zum König der Fúrien, der Rachegöttinnen, und die Bilder wirken wie Triumphmärsche einer versklavenden Macht. Menschen werden als Triumphwagen missbraucht, geschleudert, kriechen und rafften sich empor, um sich zum neuen Führer zu erklären, wieder andere geraten in zuckende Anfälle von aggressivster Wut oder Verzweiflung, greifen sich an die Genitalien, erniedrigen sich gegenseitig. Dann wiederum wirkt die Szenerie wie eine aus den Fugen geratene Techno-Party. Manche Stelle erinnert an eine lebendig

gewordene Verkörperung von Picassos Guernica oder Höllen-Abbildungen von Hieronymus Bosch.

Rodrigues' Arbeit bietet viele Assoziationssschichten, wirkt trotz des „Schmutzes“ bisweilen wie eine göttliche Komödie, wobei diese böartigen Götter vor Wut schäumen und die Komödie eine bittere ist. Die Tänzer beweisen enorme – auch schauspielerische – Kraft. Die gesamte Dimension des Stückes ist schwierig zu beschreiben. Es ist nichts für sanfte Gemüter, insbesondere der Schlussakkord, in dem einer der Tänzer einen in einer synthetischen Sprache gehaltenen Monolog hält, verstörend, blutig, unverständlich und doch so grandios.

35 000 Kunstfans beim Rundgang an der Akademie

Rund 35 000 Gäste besuchten in den letzten fünf Tagen den Rundgang an der Kunstakademie. Das macht im Schnitt 7000 Neugierige pro Tag. Das ist weniger als in den vergangenen Jahren, liegt aber an den neuen, sehr strikten Sicherheitsbestimmungen, die nicht mehr als 1200 Fans auf einmal in den Räumen dulden. Zerstört wurde nichts. Lediglich eine im Flur hängende Filzarbeit war am nächsten Tag um einen halben Meter kürzer.

Eine Frau verlor ihre Geldbörse. Aber die Finderin war eine Studentin, die sie beim Pfortner abgab. Verkauft wur-

de allerdings kaum etwas. Das lag an den vielen konzeptuellen Kunstwerken, die nicht als Wandschmuck geeignet sind.

Nachtschwärmer aus der Altstadt, die mit Bierflaschen bewappnet Einlass begehrten, wurden abgewiesen. Nach 20 Uhr, also nach Schluss des offiziellen Teils, kamen nur solche Leute ins Haus, die namentlich registriert waren und ein gelbes Bändchen am Handgelenk trugen. Wilde Parties, Kletterkünste im betrunkenen Zustand gab es nicht. Die Klassen reagierten darauf und hielten ihre Feten lieber gleich außerhalb der Akademie ab. H.M.

Pianistin Hélène Grimaud in der Tonhalle

Sie begeisterte mit impressionistischem Klang. Bei Erik Satie Musik passte dieser weniger.

Von Günter Schultz

Die französische Pianistin Hélène Grimaud, geboren in Aix-en-Provence, wird in diesem Jahr 50 Jahre alt. Normalerweise ist es nicht sehr charmant, das Alter einer Frau öffentlich kundzutun, in diesem Fall darf, ja sollte es erwähnt werden – es wird ja auch im Programm mitgeteilt –, weil auf dem Podium der Tonhalle eine junggebliebene, dynamische Musikerin eine grandiose Performance präsentierte. In der Vorankündigung wird Hélène Grimaud angekündigt als „die Impressionistin unter den Pianisten, die Klangfarbenexpertin, die wie mit feinem Pinsel die tausend und aber tausend Töne vorsichtig aufträgt.“ Sie denkt musikalisch-synästhetisch. Sie zaubert mit Hilfe eines sehr feinfühliges Pedalgebrauchs Klangflächen und Klangschichtungen, die bei Komponisten wie Chopin (Nocturne e-moll op. 72,1 und Mazurka a-moll op.17,4) und Debussy (Arabesque Nr. 1 und „Claire de lune“ aus der „Suite bergamasque“) die romantischen und impressionistischen Farben wunderschön hervorlocken, ergänzt durch eine authentische, nie aufgesetzt wirkende Ago-

gik. Auch der erst 1937 in Kiew geborene Komponist Valentin Silvestrov reiht sich mit seinen hier aufgeführten Bagatellen 1 und 2 stilistisch harmonisch in das Klangbild ein, auch wenn es etwas befremdet, dass diese Musik erst 2005 und dann auch noch als op. 1 veröffentlicht wurde. Die filigrane Struktur dieser Stücke wurde transparent und in der Einzeltongestaltung sehr sensibel von Grimaud herausgearbeitet.

Die Tonsprache Erik Saties trifft Grimaud indes nicht

Nun aber fällt ein Schatten auf das Programm, was auch erwähnt werden muss. Erik Satie, ein Zeitgenosse Debussys, der sich von der Ästhetik seiner Zeit bewusst absetzte und sich mit durchaus komischen und absurden Ideen eine Distanz zum spätromantischen und impressionistischen Trend seiner Zeit schuf. Er verabscheute das Pedal und wandte sich gegen jede romantische „Gefühlsduselei“, komponierte ohne Taktstriche, wollte Töne „messen“ und war auch sonst ein Querdenker seiner Zeit. Hélène Grimaud baute diesen Erik Satie in ihr romantisch-impressionistisches Konzept ein, wohin er



Hélène Grimaud sorgte bei dem Publikum für Begeisterung. Foto: Mat Hennek

nicht gehört, und verbog ihn mit viel Pedal und rauschenden Klangkaskaden (in Gnossienne 1 und 4, sowie in „Pieces froides“ Nr. 2) zu einer Klangwelt, die zwar durchaus unterhaltsam und angepasst an einen oberflächlich konsumierenden Geschmack klingt, aber Herrn Satie nicht gerecht wird. „Ich muss eine andere Ästhetik finden, oder ich bin verloren“, soll Satie gesagt haben. Leider hat Frau Grimaud nicht darauf ge-

hört. Ein bedauerliches Missverständnis.

Im zweiten Teil des Abends brillierte die Pianistin mit Robert Schumanns „Kreisleriana“ op. 16, den sie in einem großen Wurf mit viel Kraft, Spannung und feiner Tongestaltung zelebrierte. Ihre Kraft und ihr kontrolliertes Spiel reichte bis zum Finale „schnell und spielend“, und darüber hinaus für fünf Zugaben. Begeisterter Applaus in der ausverkauften Tonhalle.

Der Mann mit dem Trick-Piano

Joja Wendt macht beste Unterhaltung rund um das Klavierspiel, dabei greift er auch immer wieder in die Trickkiste.

Von Christian Oscar Gazzi Laki

Bei dem ESC gehören Trickkleider zum Kult, bei dem deutschen Jazz-Crossover-Comedy-Pianisten Joja Wendt ist es ein Trick-Flügel. Ja, ein Trick-Piano, denn sein speziell angefertigter Steinway kann mehr als nur glänzend schöne Töne produzieren. Er kann tanzen, mithilfe von besonderen – wohl hydraulischen – Füßen, wie ein Jumpcar, hat reichlich Lichteffekte im Korpus und nicht zuletzt einen magischen Deckel. Jener hob sich, wie von Geisterhand zu Beginn von Joja Wendts Auftritt in der Tonhalle, als er sich mit LED-beleuchteten Handschuhen an seinen Flügel setzte und Michael Jacksons Thriller in seiner unnachahmlichen Manier zum Besten gab. Dazu sang er einen eigenwilligen Text, in dem er auch auf Musikkritiker zu sprechen kam, die doch auch mal gerne einen Verriß über seine Konzerte schreiben würden.

Den Gefallen tun wir ihm nicht: Seine Performance war unterhaltsam, dramaturgisch abwechslungsreich und pianistisch mehr als solide. Natürlich darf man bei solchen Konzerten,

die oft mehr Comedy – er liebt das sprachliche und auch musikalische Augenzwinkern – keine zu raffinierte Pianokunst erwarten. Das ist auch nicht sein Ansatz. Der Steinway wird großzügig elektrisch verstärkt, durch Mikros im Korpus aufgenommene Klang bekommt gerne auch mal den einen oder anderen Effekt verpasst und bei seinem Klavierspiel geht es mehr um den zündenden Effekt als um intrikate Feinheiten im Anschlag. Dennoch und gerade deshalb, weil es so wirkt als würde er einfach drauf los spielen, funktionieren bei ihm sowohl klassische Verschnitte wie auch Pop, Rock, Jazz oder an Minimal-Musik erinnernde Eigenkompositionen.

Sein Programm „Stars on 88“ ist in ein Abbild seines angedeuteten Jugendzimmers eingebettet. Sein altes Stagepiano, seine Plattensammlung, ein 50er Jahre Plattenschrank samt Nierritsch-ära Leuchte. Accessoires die in seiner Jugend – er ist 1964 in Hamburg geboren – schon Vintage waren. Drum herum entspielt eine mit viel Effekt gestaltete Show. Licht, Klang, musikalische Witzchen, die er sich aus dem großen Re-

pertoire der Klassische-Musik-Comedy zusammengesucht hat, fügen sich zu einem rund um stimmigen Abend. Da kann auch „Da Da Da“ von Trio gerne neben Ed Sheeran stehen und sich mit AC/DC die Klinke in die Hand geben. Ray Charles darf auf „We Will Rock You“ treffen, Jazz-Pianist Art Tatum auf „Jeans On“ (David Dundas) gespielt auf dem Fender Rhodes.

Jedes Stück wird angekündigt wie eine Sensation, aber bei Wendt ist eben alles etwas anders. Auch anders Schubert-Impromptus und Rimski-Korsakows Hummelflug. Und natürlich war da noch mehr, aber wer möchte alles verraten über eine Show, die auch von Überraschungen lebt. Großer Applaus.



Joja Wendt in der Tonhalle. Foto: Laki